

C. S. Lewis

Der Verteidiger des Glaubens

Dr. Jürgen Spieß

Aus: Jürgen Spieß, „Nach der Wahrheit fragen“, Eine Einführung in das Werk von C. S. Lewis

Erst im Alter von über dreißig Jahren – als Hochschullehrer in Oxford für englische Literaturwissenschaft – kam C. S. Lewis (1898–1963) zum Glauben an Jesus Christus. Neben seiner wissenschaftlichen Tätigkeit hat er viele Bücher über den christlichen Glauben verfaßt und ist dabei schwierigen Themen nicht ausgewichen, wie einige seiner Buchtitel zeigen (*Über den Schmerz*, *Wunder*). Originell wollte er in seinen Büchern nicht sein, getreu seinem Rat: „Versuche nicht originell zu sein, sondern versuche die Wahrheit zu sagen; dann bist du originell.“ In diesem Sinne war er dann originell.

Der große Erfolg seiner Bücher nicht nur in England und Amerika, sondern inzwischen auch bei deutschen Lesern (darunter vielen Studenten) hat vor allem zwei Gründe: Erstens, C. S. Lewis ist glaubwürdig durch seine radikale Frage nach der Wahrheit, und zweitens, er verfügt über die Gabe, komplizierte Sachverhalte in einer humorvollen, mit verständlichen und einprägsamen Bildern durchsetzten Sprache zu behandeln. Seine Bücher sind angenehme Bücher, weil der Leser sich als der Partner eines ruhigen Gesprächs unter *gentlemen* fühlen darf (Josef Pieper). Seine Einwände und Argumente werden ernstgenommen.

Ein entscheidendes Element aller Bücher von Lewis ist die Frage nach der Wahrheit. Hierin ist er unbequem und etwas unzeitgemäß, denn die Menschen fragen – nach Lewis – lieber: „Ist es progressiv?“, „Ist es konservativ?“, „Ist es wissenschaftlich?“, „Ist es veraltet?“, „Ist es zeitgemäß?“, „Ist es nützlich?“

„Ist es unbarmherzig?“ – aber nicht: „Ist es wahr?“. Selbst in der philosophischen Wissenschaft fragt man bei einem antiken Autor nicht „Ist es wahr?“, sondern „Von wem wird dieser Autor beeinflusst; zu welcher Schule gehört er?“.

Unbequem und radikal in seiner Frage nach der Wahrheit ist Lewis etwa, wenn er im Oktober 1939 vor Studenten die Frage untersucht, ob der Krieg das größte aller Übel ist. Im Laufe der Untersuchung *Was wir Menschen im Krieg fürchten*, spricht er auch über die Angst des Menschen vor dem Krieg:

Krieg bedroht uns mit Tod und Schmerzen. Welchen Einfluß hat der Krieg auf den Tod? Sicher kann er ihn nicht vermehren. Hundert Prozent der Menschen sterben, und diese Prozentzahl kann nicht vermehrt werden. Der Krieg verlegt den Tod in manchen Fällen vor, aber ich kann mir kaum vorstellen, daß uns das Angst macht. Wenn der Augenblick unseres Todes kommt, wird es keinen großen Unterschied bedeuten, wie viele Jahre wir hinter uns haben. Verringert der Krieg unsere Aussicht, im Frieden mit Gott zu sterben? Das kann ich nicht glauben. Wen der Kriegsdienst nicht davon überzeugt, daß er sich auf den Tod vorbereiten muß, was könnte den dazu bringen? Und doch macht der Krieg etwas aus für den Tod. Er zwingt uns, daran zu denken. Der Krebs mit 60 oder die Lähmung mit 75 schrecken uns nicht, weil wir nicht daran denken. Der Krieg macht den Tod für uns wirklich, und das hätten die meisten bedeutenden Christen der Vergangenheit für eine seiner Wohltaten angesehen. Sie dachten, es sei gut für uns, ständig unsere Sterblichkeit vor Augen zu haben. Alles triebhafte Leben in uns, alles Streben nach dem Glück, das in dieser Welt sein Zentrum hat, führt letztlich immer zu einer Enttäuschung. In gewöhnlichen Zeiten sieht das nur ein Weiser ein. Jetzt weiß es auch der Dümme von uns. Wenn wir dachten, wir könnten einen Himmel auf Erden errichten, Ausschau nach etwas hielten, was die gegenwärtige Welt aus einer Pilgerstätte in eine bleibende Stadt verwandeln könnte, in der des Menschen Seele zur Ruhe kommt, dann sind wir jetzt aus unserem Traum erwacht, und dazu war es höchste Zeit.

In dieser Argumentation tritt ein weiteres Element Lewis'schen Denkens deutlich hervor: Wer wahr denkt, muß auch radikal zu Ende denken. Lewis weiß darum, daß wir hier auf Erden keine bleibende Stadt haben. Er beginnt das letzte Kapitel seines Buches *Über den Schmerz* mit einem Zitat von Paulus: „Ich halte dafür, daß die Leiden dieser Zeit nicht zu vergleichen sind mit der Herrlichkeit, die an uns offenbar werden wird“ (Römer 8,18). Nach diesem Zitat wendet sich Lewis gleich dem gängigen und zu erwartenden Einwand

zu: „Christsein bedeutet Jenseitsvertröstung“ und stellt auch hier wieder die Frage nach der Wahrheit:

Wir sind heutigentags sehr schüchtern, den Himmel auch nur zu erwähnen. Wir fürchten uns vor dem Spott über ‚die Kuchen im Himmel‘. Wir hören sehr ungern den Vorwurf, wir suchten uns zu drücken vor der Pflicht, hier und jetzt eine bessere Welt zu schaffen, und träumten statt dessen von einer glücklichen Welt anderswo. Aber entweder gibt es die Kuchen im Himmel oder nicht. Wenn nein, dann ist der christliche Glaube falsch, denn sein ganzes Gefüge ist von dieser Lehre durchwirkt. Wenn aber ja, dann muß ich mich dieser Wahrheit stellen – mag das nun in politischen Versammlungen zweckmäßig sein oder nicht.

Lewis fragt nach der Wahrheit und bezieht die Ewigkeit in sein Denken mit ein. Bei aller Radikalität bleibt die Lektüre ein Gespräch unter *gentlemen* – Fragen und Einwände werden ernstgenommen.

Es ist nicht nur die Frage nach der Wahrheit, die die Lektüre der Bücher von Lewis so faszinierend macht, sondern auch die Bilder und Beispiele, die er benutzt. „Ein heiteres Zwischenspiel schadet keiner Diskussion; mag das Thema auch noch so ernst sein.“

Beispiele für den Humor von Lewis finden sich etwa im Kinderbuch *Der König von Narnia*. Ein Mädchen betritt das Land Narnia als erster Mensch und begegnet dort einem Faun. Dieser Faun hat gehört, daß es Menschen geben soll, und in seiner Bibliothek findet sich das Buch mit dem schönen Titel *Ist der Mensch ein Mythos?*.

Oder in dem Buch *Dienstanweisung für einen Unterteufel*: Hier gibt ein Ober-teufel seinem Neffen, noch ungeübt in der Kunst der Menschenverführung, Ratschläge, wie er seinen Patienten am besten vom rechten Weg abbringen kann. „Was muß ich hören – er ist demütig geworden? Das ist das Schlimmste, was uns passieren kann. Mach ihn wenigstens stolz auf seine Demut.“

Als Demonstration für eine wirklich gute Argumentation schildert der Ober-teufel, wie er einmal einen Menschen – oder wie er ihn eben nennt, einen Patienten – überzeugt hat:

Ich hatte einmal einen Patienten, einen waschechten Gottesleugner, der einen guten Teil seiner Zeit im Britischen Museum hinter den Büchern zubrachte. Eines Tages, als er wieder in seiner Lektüre vertieft war, sah ich plötzlich, wie seine Gedanken sich in eine verhängnisvolle Richtung zu bewegen anfangen. Natürlich war der Feind – also Gott im Himmel – sofort zur Stelle. Ehe ich wußte, wie mir geschah, sah ich schon das

Werk meiner zwanzigjährigen Mühe und Arbeit wanken. Hätte ich den Kopf verloren und versucht, die Situation durch allerlei Vernunftargumente zu retten, so wäre ich erledigt gewesen. Aber so dumm war ich nicht. Ich klammerte mich sofort an die Stelle meines Mannes, die ich in meiner Gewalt wußte. Ich brachte ihn auf den Gedanken, daß es eigentlich Zeit wäre, an das Essen zu denken. Wahrscheinlich gab der Feind – also Gott im Himmel – ihm daraufhin ein, was jetzt in ihm vorgehe sei wichtiger als Essen. (Du weißt ja, unsereiner kann nie völlig belauschen, was er ihnen sagt.) Zumindest schien es mir, es müsse so etwas gewesen sein, denn als ich ihm sagte: ‚Ganz gewiß! Viel zu wichtig, um es noch am Ende eines Vormittags in Angriff zu nehmen‘, da hellte sich das Gesicht des Patienten sichtlich auf, und bis ich beigefügt hatte, ‚es wäre viel besser, nach dem Mittagessen mit erfrischem Geist auf die Sache zurückzukommen‘, da war er schon halbwegs bei der Tür. Hatte ich ihn erst einmal auf der Straße, so war die Schlacht gewonnen. Ich zeigte ihm einen Zeitungsjungen, der das Mittagsblatt ausrief, und den eben vorüberfahrenden Autobus Nr. 73. Ehe er noch den letzten Tritt zur Treppe erreicht hatte, hatte ich ihm die feste Überzeugung eingeprägt, daß – was für wunderliche Gedanken auch immer durch eines Menschen Hirn gehen mögen, wenn er so weltabgeschieden bei seinen Büchern sitze – schon eine gesunde Dosis wirklichen Lebens genüge (worunter er den Omnibus und den Zeitungsjungen verstand), um ihn von der Abwegigkeit solcher Ideen zu überzeugen. Er war sich bewußt, der drohenden Gefahr nur mit knapper Not entronnen zu sein. Und in späteren Jahren sprach er mit Vorliebe von dem undefinierbaren Gefühl für Wirklichkeit, das unser letzter Schutz ist vor der Abwegigkeit bloßer Logik.

In seinem Buch *Die große Scheidung* karikiert Lewis in der Person eines anglikanischen Bischofs den, wie der Philosoph Helmut Kuhn es ausgedrückt hat, „Jargon des modernen Intellektuellen“, der zwar lautstark behauptet, die Wahrheit zu suchen, sie aber im Ernst gar nicht finden will, der vielmehr in der Suche nach Wahrheit, aber nicht im Finden, seine selbstgewählte Lebensbestimmung sieht.

Hören wir für einen Moment in den Dialog des Bischofs mit einem Geistwesen hinein, das ihn zur ewigen Wahrheit führen will. Auf das Angebot, zum Leben zu kommen, Gott selbst zu sehen, antwortet der gelehrte Bischof:

Ich bin durchaus bereit, die Sache in Erwägung zu ziehen. Natürlich würde ich einige Sicherheiten verlangen. Ich bedürfte einer Garantie dafür, daß du mich an einen Ort bringst, wo ich ein weiteres Feld nützlicher

Betätigung finden werde – Spielraum für die mir von Gott verliehenen Gaben – und eine Atmosphäre freier Forschung – kurz, alles, was man unter Zivilisation versteht und unter geistigem Leben.

Doch sein Gesprächspartner, ein Geistwesen, kann ihm nichts dergleichen versprechen:

Kein Feld nützlicher Betätigung: Niemand braucht dich dort. Kein Spielraum für deine Gaben: nur Vergebung dafür, daß du sie hast verderben lassen. Keine Atmosphäre freier Forschung. Denn ich will dich in das Land der Antworten bringen, nicht der Fragen, und du sollst das Angesicht Gottes sehen.

Darauf dann der intellektuelle Einwand:

Ja, aber wir müssen all diese schönen Worte in unserer Weise interpretieren. Für mich gibt es nichts dergleichen wie eine endgültige Antwort. Der freie Wind der Forschung, nicht wahr, der darf nicht aufhören, durch unser Gemüt zu wehen. Prüfe jeglich Ding ... in Hoffnung wallen ist besser als ankommen.

„Wenn das wahr wäre und als wahr bekannt, wie könnte dann jemand in Hoffnung wallen? Gäbe es doch nichts, was sich hoffen ließe.“ Doch der Wahrheitssucher will sich der Wahrheit nicht stellen: „Aber du mußt doch selbst fühlen, daß etwas Erstickendes um die Idee von Endgültigkeit ist. Geistiger Stillstand, mein lieber Junge, was ist seelenzerstörender als geistiger Stillstand?“ Er hat die Vorentscheidung getroffen, daß es keine Wahrheit gibt. Das Geistwesen macht einen letzten Versuch:

Du denkst das, weil du Wahrheit nur mit dem abstrakten Intellekt erfahren hast. Ich will dich an einen Ort bringen, wo du sie schmecken kannst wie Honig. Frei wirst du sein, so wie der Mund frei ist zu trinken, während er trinkt. Er ist nicht frei, noch immer trockene Lippen zu haben. Durst ist für Wasser gemacht, Forschung für Wahrheit. Ich will dich zur ewigen Tatsache, zu dem Vater aller Tatsächlichkeit bringen.

Doch alles Werben ist umsonst. Selbst auf die Frage, ob er wenigstens glaube, daß Gott existiert, weiß der Bischof nur zu antworten: „Was heißt Existenz?“

Den vergeblichen Versuch des Intellektuellen, Gott allein mit seinem Verstand ergreifen zu wollen, behandelt Lewis in vielen seiner Bücher, z. B. in *Wunder*.

Stellen wir uns ein mystisches Muscheltier vor, einen Weisen unter den Muscheltieren, der (entrückt in einer Vision) eine Ahnung davon bekommt, was der Mensch ist. In dem Bericht, den er seinen Schülern darüber gibt, die selbst Visionen haben, wird er viele Negationen gebrauchen müssen. Er wird ihnen sagen müssen, daß der Mensch keine Schale habe, daß er nicht an einem Felsen klebe und auch nicht von Wasser umgeben ist. Die Schüler nun, unterstützt von ihren eigenen Visionen, bekommen eine gewisse Vorstellung vom Menschen. Doch da tauchen gelehrte Muscheltiere auf, Muscheltiere, die Geschichten der Philosophie schreiben und Vorlesungen über Vergleichende Religionskunde halten, die aber niemals eigene Visionen gehabt haben. Das, was sie den Worten des prophetischen Muscheltieres entnehmen, sind ausschließlich die Negationen. Unkorrigiert durch jeden wirklichen Einblick, bauen sie sich daraus ein Bild vom Menschen als einer Art amorphem Gelees (hat er doch keine Schale), der an keinem bestimmbar Ort existiert (klebt er doch nicht an einem Felsen) und niemals Nahrung zu sich nimmt (gibt es dort ja kein Wasser, das sie ihm zutreibt). Da sie den Menschen nun auch noch traditionellerweise verehren, kommen sie zu dem Schluß, ein ausgehungertes Wackelpudding in einer dimensionslosen Leere sei die höchste Form der Existenz. Und sie lehnen jede Lehre, die dem Menschen eine bestimmte Gestalt, eine Struktur und Organe zuweist, als rohen, materialistischen Aberglauben ab.

Lewis interpretiert nun dieses Gleichnis:

Unsere Situation kommt jener der gelehrten Muscheltiere ziemlich nahe. Große Propheten und Heilige haben Eingebungen von Gott, die im höchsten Maße bestimmt und konkret sind. Weil sie gerade noch, an den Saum seines Wesens rührend, geschaut haben, daß er die Fülle des Lebens, der Energie und der Freude ist, müssen sie verkünden, daß er jene Begrenzungen überschreitet, die wir Personalität, Leidenschaft, Wechsel, Stofflichkeit usw. nennen. Und diese seine Eigenschaft – dieses Freisein von solchen Begrenzungen – ist der einzige Grund für all die Negationen. Wenn wir nun hinterhergehinkt kommen und versuchen, eine intellektuelle und ‚aufgeklärte‘ Religion zu konstruieren, übernehmen wir die Negationen (wie z. B. unendlich, immateriell, leidenschaftslos, unveränderlich usw.) und benutzen sie, ohne daß sie durch eine wirkliche Eingebung abgesichert wären. Mit jedem Schritt müssen wir von unserer Gottesvorstellung ein weiteres menschliches Attribut abstreichen. Doch der einzig echte Grund für das Abstreichen menschlicher Attribute wäre der, für ausdrücklich göttliche Attribute Raum schaffen zu wollen.

Wie kann der Verstand helfen, die Wirklichkeit zu erkennen? Auf sich selbst angewiesen, kann der Verstand schwer anders, als diesem Pfad zu folgen. Deshalb ist die christliche Aussage philosophisch so zutreffend: Nur, wer den Willen des Vaters tut, wird jemals die wahre Lehre erkennen. Die Phantasie mag ein wenig helfen, doch erst in unseren moralisch-ethischen Lebensbereichen, und mehr noch in unserem Gebetsleben, rühren wir an etwas Konkretes, das die wachsende Leere unserer Gottesvorstellungen sogleich zu füllen beginnt. Selbst ein kurzer Augenblick schwacher Reue oder verschwommener Dankbarkeit wird uns vor dem Abgrund der Abstraktion bewahren – wenigstens bis zu einem gewissen Grad. Die Vernunft selbst lehrt uns ja, uns in dieser Sache nicht bloß auf die Vernunft zu verlassen. Wenn sich herausstellt, daß man aufgrund vernünftiger Überlegungen nicht herausfinden kann, ob die Katze im Wäscheschrank sitzt, flüstert einem die Vernunft ins Ohr: „Geh und schau nach! Das ist nicht meine Aufgabe: Das ist eine Aufgabe der Sinne.“ So auch in diesem Fall. Das stoffliche Material zur Korrektur unserer abstrakten Gottesvorstellung kann nicht von der Vernunft geliefert werden: Sie wird die erste sein, die uns rät, hinzugehen und es mit der Erfahrung zu versuchen.

Solange wir lediglich gelehrte Muscheltierchen bleiben, vergessen wir folgendes: Hätte niemand jemals mehr von Gott gesehen als wir, hätten wir keinen Grund, auch nur anzunehmen, daß er unstofflich, unveränderlich, gefühllos und all das Übrige sei. Das negative Wissen, das uns so aufgeklärt vorkommt, ist lediglich ein Überbleibsel aus dem bestätigten Wissen besserer Menschen – lediglich das Muster, das jene himmlische Welle nach dem Abfließen des Wassers auf dem Sand zurückgelassen hat.

In seinem Buch *Wunder* geht Lewis auch der Frage nach, warum die Menschen lieber Gott suchen, als ihn finden, warum sie lieber bei ihren abstrakten Gottesbildern bleiben, als sich dem lebendigen Gott zuzuwenden.

Die Menschen zögern, die Vorstellung von einer abstrakten und negativen Gottheit zugunsten der Vorstellung von einem lebendigen Gott aufzugeben. Das wundert mich nicht. Der Gott der Pantheisten tut nichts und verlangt nichts. Wenn man ihn wünscht, ist er da, so wie ein Buch auf dem Bücherbrett. Er verfolgt mich nicht ... Es besteht auch nicht die Gefahr, daß Himmel und Erde irgendwann einmal vor seinem Angesicht fliehen. Wenn er der wahre Gott wäre, könnten wir mit Recht behaupten, daß alle christlichen Bilder von einer Königsherrschaft historische Zufälle seien, von denen unsere Religion unbedingt gereinigt werden sollte.

Mit Erschrecken stellen wir jedoch fest, daß diese Bilder unentbehrlich sind. Einen solchen Schrecken haben wir schon einmal erlebt, bei kleineren Anlässen, etwa, als irgend etwas in der Dunkelheit neben uns

atmete. So auch hier: Der Schock überfällt uns in dem Augenblick, da an der Schnur, an der entlang wir uns vorwärtstasteten, jemand zieht. Es ist erschreckend, dort Leben anzutreffen, wo wir allein zu sein glaubten. ‚Schaut her‘, rufen wir, ‚es ist lebendig!‘ Und deshalb ziehen sich gerade hier so viele zurück und dringen nicht weiter in den christlichen Glauben ein.

Ein ‚unpersönlicher Gott‘ – schön und gut. Ein subjektiver Gott der Schönheit, Wahrheit und Güte in unseren eigenen Köpfen – noch besser. Eine gestaltlose Lebenskraft, die uns durchwallt, eine ungeheure Macht, die wir anzapfen können – am besten von allem. Aber Gott selbst, der lebendige, der am anderen Ende der Schnur zieht, der sich vielleicht mit ungeheurer Geschwindigkeit nähert, der Jäger, König, Bräutigam – das ist eine völlig andere Sache. Es kommt der Augenblick, da Kinder plötzlich zusammenzucken: Waren da nicht wirkliche Schritte im Flur? Es kommt der Augenblick, da Menschen, die in der Religion herumgeplätschert haben (‚Des Menschen Suche nach Gott!‘) sich plötzlich zurückziehen. Angenommen, wir haben ihn wirklich gefunden! Dazu wollten wir es doch gar nicht kommen lassen! Schlimmer noch: Angenommen, er hat uns gefunden? So stehen wir vor einer Art Rubikon. Man überschreitet ihn oder man überschreitet ihn nicht. Tut man es aber, so gibt es keine – wie auch immer geartete – Absicherung gegen Wunder. Man muß sich auf alles gefaßt machen.

Diese Texte erklären, daß Helmut Kuhn zu den Büchern von Lewis schrieb, man legt das Buch aus der Hand und hört die Frage „Und wo stehst du?“

Lewis wollte nie „in“ sein. Mit seinen Kinderbüchern und Science-Fiction-Romanen liegt er allerdings z. Zt. auch bei Studenten im Trend der Zeit. Das Buch *Der Herr der Ringe* seines Freundes Tolkien war das meistgelesene Buch unter deutschen Studenten im Jahre 1981. Auch heute noch ist es, wie die Bücher von Michael Ende etwa, in allen Bestsellerlisten zu finden. Ist die Sehnsucht nach der heilen Welt der Zwerge und Elfen der Fluchtversuch der zu rational erzogenen Studenten? Flucht aus den Realitäten des bösen Lebens in eine heile Märchenwelt – ohne Leid und ohne Tränen?

Ich glaube nicht, daß Lewis dem Satz „Fantasy-Literatur ist Flucht aus der Realität“ zugestimmt hätte. Er hätte viel eher (wie Tolkien) das Bild eines Gefangenen verwendet, der in seiner Zelle träumt von der wirklichen Welt draußen, der weiß, daß für ihn das wirkliche Leben dann beginnt, wenn er seine Zelle endlich, wie verheißen, verlassen darf. Diese Befreiung aus dem Gefängnis steht nach Lewis für jeden von uns kurz bevor. Tod und Auferstehung ist das Thema der Geschichte. In der Auferstehung Jesu hat etwas völlig Neues begonnen:

Jesus ist der Bahnbrecher des Lebens. Er hat eine Tür aufgebrochen, die seit dem Tode des ersten Menschen verschlossen war. Er ist dem König des Todes begegnet, hat ihn bekämpft und hat ihn geschlagen. Weil er das getan hat, ist alles anders geworden. Es ist der Anfang der neuen Schöpfung. Ein neues Kapitel in der Geschichte des Kosmos ist aufgeschlagen.

So ist „Sehnsucht“ ein anderes Leitmotiv bei Lewis. Lewis weiß, daß wir das, was wir als Erfüllung brauchen, das, wofür wir geschaffen wurden, hier in dieser Welt nicht finden:

Gott hat uns, rein durch die Beschaffenheit dieser Welt, das stabile Glück und die beständige Sicherheit, die wir alle wünschen, vorenthalten, aber Freude, Vergnügen und Fröhlichkeit hat er breiten Wurfs ausgesät. Wir sind niemals sicher – und doch haben wir Spaß die Menge, und auch Entzücken ist nicht selten. Das Warum ist uns schwer zu erkennen. Die Sicherheit, nach der wir uns sehnen, würde uns dazu verleiten, unser Herz in dieser Welt ausruhen zu lassen, sie würde ein Hindernis sein für unsere Rückkehr zu Gott. Die wenigen Augenblicke des Liebesglücks, eine Landschaft, eine Symphonie, ein fröhliches Zusammensein mit unseren Freunden, ein Bad im Freien oder ein Fußballspiel haben nicht diese Tendenz. Unser Vater erfreut uns mit manch angenehmem Gasthaus, aber er will uns nicht ermutigen, es fälschlich für unser Zuhause zu halten.